

1989 – psychohistorische Überlegungen

Erfahrungen aus den gesellschaftlichen Wandlungen in Deutschland und Polen



Im Jahre 1824 rühmte sich der 75-jährige Goethe gegenüber seinem Gesprächspartner Eckermann, dass er den Vorteil gehabt habe, in einer Zeit zu leben, in der sich Weltbegebenheiten, wie der 7-jährige Krieg, die Verselbstständigung Amerikas, die Französische Revolution, ereignet hätten und er lebendiger Zeuge gewesen sei und damit Einsichten gewonnen habe, die nachfolgende Generationen so wohl nicht erleben würden. Die Fortsetzung der Geschichte nach Goethe hat fast jeder Generation Ereignisse gebracht, die der Goethischen Erfahrung ähnlich waren.

Wir heute – insbesondere die Generation der Älteren – können konstatieren, dass mit dem Zweiten Weltkrieg und dem Zusammenbruch Deutschlands, der kommunistischen Zeit Osteuropas und deren Ende 1989, außerordentliche Zeitgeschehnisse abliefen, die das Leben Polens und Deutschlands maßgeblich veränderten. Der polnische Autor Hajnicz (1995) sprach in dem Zusammenhang von „der großen europäischen Freiheitsrevolution“, die ja unter anderem am 4. Juni 1989 zur ersten

demokratischen, nichtkommunistischen Regierung in Polen führte. In wenigen folgenden Monaten brachen die Regime des Sowjetblocks zusammen.

Diese Wendezeit klingt bis heute nach und ist noch nicht abgeschlossen. Nicht selten werden sogar manche Ereignisse vom Ende der Nazizeit erst heute be- und verarbeitet, wie wir, bezogen auf unsere Berufspolitik in Deutschland, erst jüngst erlebt haben.

Nun ist es das eine, bei geschichtlichen Rückblicken nachweisliche Fakten aus Akten und steinernen Relikten, aus Überlieferungen und alten Schriften zu gewinnen, das andere aber, etwas zu den gemüthften Fassungen der Protagonisten der Geschichte, der Alltagsmenschen, ihren Emotionen zur Zeit zu erfahren. Gefühle hinterlassen keine Knochen, die der Forscher aus dem Sande graben kann. Was Schiller in seinem „Wallenstein“ Oktavio Piccolomini in den Mund legt, ist Dichtung, bestenfalls Vermutung. Was jener fühlte, ist unbekannt.

Wir aber haben – fast alle, die hier im Raume zuhören – die Ereignisse miterlebt und können, erinnernd über die emotionale Begleitmusik – zumindest unsere eigene, aber auch die von Anderen artikulierte – berichten und so psychohistorische Betrachtungen anstellen. Manche Autoren sprechen in dem Zusammenhang von Emotionologie, der Historie von Gefühlen bei historischen Ereignissen.

Da nun Polen und Ostdeutschland dem gleichen Wandel unterlagen oder viele von uns in die Wandlungsprozesse einbezogen waren, die meisten der hier Anwesenden, zum Beispiel im Maße der Gestaltung neuer berufs- und standespolitischer Strukturen – schien es interessant, über diesen emotionologischen Aspekt zu berichten. Hier wird natürlich über ostdeutsche Befindlichkeiten geschrieben.

Im Unterschied zu Polen, wo sich lange vor der Wende eine politische

Opposition bildete, die im August 1980 zur Gründung der Gewerkschaft Solidarność führte und als festgefügte politische Struktur auch nach ihrem Verbot dem System widerstand und es 1989 soweit zurückdrängte, dass sich eine demokratisch legitimierte, nichtkommunistische Regierung bildete, war die ostdeutsche Volksbewegung, die das System am Ende beseitigte, unstrukturiert. Die neuen politischen Strukturen bildeten sich um runde Tische mit dem Effekt, dass zunächst teilweise Protagonisten des alten Systems in Führungspositionen kamen und dem gesamten Prozess eine hohe Ambivalenz innewohnte, die sich bis heute in ostalgischen Verklärungen äußert, als wäre die DDR ein ewiges Ferienlager eines kleinen Landes im historischen Nirgendwo gewesen, wie es die Autorin Wach (2007) prononciert ausgeführt hat.

Für Deutschland waren die zentralen Daten der „Tag der Einheit“ am 3.10.1990 und für die polnisch-deutschen Beziehungen der vor genau 20 Jahren ausgehandelte Partnerschaftsvertrag beider Länder, der zu dem führte, was der schon zitierte Autor Heinicz als „nichtantagonistische Normalität“ bezeichnet hat.

Für uns sächsische Ärzte verband sich mit der Wende die Gründung unserer Kammer 1990 und darauf folgend der erste Ärztetag am 20. und 21.4.1991.

Viele von uns, die damals sofort in die Neugestaltung der Prozesse sowohl berufspolitisch, universitär sowie in der medizinischen Versorgung eingebunden waren und Verantwortung übernahmen, hatten ihre berufliche und akademische Laufbahn im Sinne von Vernunft und Sitte gestaltet und waren umso beunruhigter, weil Laufbahnen abbrachen oder in Frage standen, obwohl wir – insbesondere als Mediziner – in mancher Nischenexistenz halbwegs vernünftig im Strome des Widersinnes der kommunistischen Zeit meinten, überlebt zu haben. Wolfgang Thierse, derzeitiger Stellvertretender Bundestagspräsident,

Nach einem Vortrag auf dem 5. Polnisch-Deutschen Symposium vom 6. bis 8.10.2011 auf dem Schloss KSIAZ

sprach in diesem Zusammenhang „vom richtigen Leben im falschen System.“

Zeitgenössische Historiker haben das Thema aufgegriffen, sie sprechen von einer besonderen Textur der Gesellschaft der Vorwendezeit, in der jeder versuchte, einen eigenen Raum des Agierens im Privaten, aber auch im Beruflichen zu erhalten und auch in der Öffentlichkeit der Institutionen sinnvolle Handlungsspielräume zu sichern. Diese Historiker schreiben vom „Eigensinn“ als einem Konzept des Handelns, in dem der Bürger sein Alltagsleben gestaltet, ohne sich unterdrücken zu lassen oder zu verzweifeln (CA Meier, 2000). In jenen Gruppen des Privaten, aber auch Institutionellen konnte Anonymität aufgegeben und in Grenzen real und verbiegungsfrei kommuniziert werden.

Diesem Rückzug bei beruflichem Funktionieren hatte das System eigentlich wenig entgegenzusetzen. Die Stellung der Wissenschaftler war allerdings insofern eine ambivalente, weil sie zugleich auch Teil der Eliten des Staates waren und oft trotz ihres Wirkens außerhalb desselben standen. Die neue Zeit nach der Wende hatte zu klären, wer das Dilemma mit Anstand überstand. Anzunehmen ist, dass die Intellektuellen des Ostens aus diesen Ambivalenzen eine hohe Sensibilität für verdeckte Machtmechanismen in das vereinigte Deutschland eingebracht haben, wie der Leipziger Psychotherapeut Geyer (2003) meinte.

Diese Idiosynkrasie kann auch erklären, wieso die Kommunikation zwischen den ortsansässigen Protagonisten und vielen aus Westdeutschland hinzukommenden Funktionsträgern manchmal auf unserer Seite als hochmütig, auf der anderen Seite unser Verhalten als hypersensibel erlebt wurde.

Die Ehefrau des früheren Leipziger Oberbürgermeisters Heinrich Grube-Lehmann hat das Phänomen aus ihrer Sicht in einem Erlebnisbericht „Als ich von Deutschland nach Deutschland kam“ wie folgt charakterisiert: Die Leute hier sind verletzt

in ihrem Selbstwertgefühl, finden Mittelmäßiges großartig. Sie zitiert ihren Mann: „Ganz sanft musst du hier mit den Leuten sprechen – die halten nichts aus.“

Matthias Röbler, unser derzeitiger Landtagspräsident, formulierte 1993 einmal: „Die meisten älteren Hochschullehrer und Angehörigen des akademischen Mittelbaues zeichnen sich trotz aller Integrität durch ein tiefes Harmoniebedürfnis aus, das Voraussetzung für das Überleben als Parteiloser in den Nischen des DDR-Hochschulwesens war.“ Dem müssten radikale Reformen entgegengesetzt werden, um Besitzstände der bis dahin Etablierten aufzubrechen. Diese von vielen von uns durchaus verunsichernd erlebte Radikalität war notwendig, auch im Hinblick auf ein weiteres höchst ambivalent besetztes Phänomen. Der Autor Enzensberger (2006) spricht (zwar in anderem historischen Zusammenhang, aber das Phänomen zutreffend charakterisierend) von der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, des Nebeneinanders von Terror und Normalität, Gewöhnlichen (wir in den „Nischen“) und Bedrückendem (etwa der Stasiapparat); wörtlich schreibt er: „dass es unter den Bedingungen eines solchen Regimes Zonen scheinbarer Normalität gegeben hat, ist allerdings kein Trost; es mutet eher unheimlich an.“ (2009).

Ein Dresdner Philosoph äußert sich in einem Artikel (Belau 1993) mit dem Titel: „Alle haben mitgemacht – keiner hat Schuld ...“ über das Konstrukt „Täter-Bürger“ – eines Menschen, der, befangen in ideologischen Weltbildern, sich immer auf ein höheres Prinzip („der Staat“, „die Partei“) berufend in Gewissensentscheidungen unterentwickelt ist. Diesen Typ des Anpassens und im unmoralischen Sinne Mitmachens galt es vom „harmoniebedürftigen Alltagsmenschen“ wohl zu unterscheiden nach der Devise von Golo Mann, dass jeder historischen Situation ein Rest von Handlungsfreiheit innewohnt, die das moralisch verantwortliche Individuum nutzen kann (zit. bei Bitterli, 2004).

In Ostdeutschland kam nun insbesondere auch für die Intellektuellen ein auch wieder ambivalent erlebtes Phänomen hinzu – nämlich das notwendigerweise erforderliche Eindringen westdeutscher Kompetenz in Gefilde, die zum Beispiel an den Hochschulen eher etwas provinziell einzuschätzen waren, weil zum Beispiel die Handlungshierarchien unterschiedlich waren; an unseren Medizinischen Fakultäten stand die Ausbildung vor der Versorgung und diese vor der Wissenschaft. Nun war aber die Wissenschaft (mit internationalem Anspruch) ab sofort das zentrale Ereignis. Das Element erlebten Hochmuts aus unserer ostdeutschen Sicht spielte eine Rolle. Bundespräsident Köhler äußerte in einem Spiegel-Interview im April 2009, die Westdeutschen seien vielleicht mit den Gefühlen der Ostdeutschen nicht immer gut umgegangen. Der Soziologe Marz (1992) analysierte, dass die Ostdeutschen lange auf mentalen Dispositionen beharrt hätten, die zu Selbstmitleid gegenüber westlicher Selbstgerechtigkeit führten. Noch weiter geht der Berliner Kulturwissenschaftler Glaser (1995), der vermutet, dass die Vereinigungsmaschinerie bei den Ostdeutschen das Selbstwertgefühl aufgefressen habe. Ein anderer Autor (Engler, 2002) nimmt an, dass eine ganze Generation von 30 bis 40-Jährigen durch Abwicklungen von Institutionen in der Bedeutungslosigkeit versanken und eine besondere Verbitterung entwickelten.

Ich könnte mir vorstellen, dass die polnischen Gefühlslagen andere waren, da die Bevölkerung auf eine Stolz machende, besonders von Intellektuellen und der Kirche getragene Opposition zurückblicken konnte und die neuen politischen und wirtschaftlichen Strukturen aus sich selbst heraus entwerfen musste. Wir Ostdeutschen hatten natürlich den enormen Vorteil, dass wir einen wirtschaftlich hochpotenten Partner an der Seite hatten, der die Lebenslagen der Bevölkerung verbessern und den Niedergang in vielen Lebensbereichen abfangen konnte.

Bei allen diesen emotionalen Wirrnissen muss allerdings beachtet werden, dass nicht alle wichtigen Lebensbereiche von den Veränderungen betroffen waren. Der Mensch lebt zumindest in drei wichtigen Daseinsordnungen: der Ordnung der menschlichen Beziehung (Familie, Freunde, Bekannte, das soziale Netz), der Ordnung des Wohnens (Heimat, Region, Wohnwelt, die Gegend, in der ich zu Hause bin) und in der Ordnung des Ranges, der beruflichen Situation, der Stellung in Hierarchien, der Wichtigkeit seiner Rollen im beruflichen Status.

Letztere Daseinsordnung war es, die die Zeitenwende sowohl im Allgemeinen wie im Individuellen mehr oder weniger durchgeschüttelt hat. Dieses Phänomen der Parallelität von Widersinn und vernünftigen Handeln und Erleben soll noch aus einer weiteren Perspektive beleuchtet werden. Für die freien Bürger der antiken Städte galten drei bürgerliche Kardinaltugenden: Engagement im beruflich-wirtschaftlichen (im Sinne der materiellen Eigensicherung), im musisch-kulturellen und im Sozialpolitischen (Seitz 2011). Auf unsere Verhältnisse der Vorwendezeit lässt sich das in dem Sinne anwenden, dass das beruflich-fachliche Wirken eines Arztes oder Ingenieurs sicher in Warschau, Köln oder Dresden absolut ähnlich war; genauso sind die musischen und kulturellen Traditionen systemübergreifend erlebt und gestaltet worden.

Der springende Punkt war das Wirken im Sozialpolitischen. Hier konnte der Bürger in der Regel nur sehr begrenztes Engagement zeigen, wollte er nicht zum „Täterbürger“ im oben zitierten Sinne werden. Dabei war das Verwirrende, dass moralische und politische Grundaussagen (etwa in der Verfassung fixiert) im völligen Gegensatz zur praktizierten Politik standen und zu einem Leben mit doppelter Buchführung bei vielen Bürgern führte.

Den ambivalenten oder gar negativen Gestimmtheiten, von denen berichtet wurde, standen natürlich eine große Zahl von positiven Effekten gegenüber: der Befreiung von Druck und Überwachung, des Stolzes auf das Mitwirken in neuen Feldern, der Lust an der Eroberung der bis dahin verschlossenen Welt. Jubiläen und Veranstaltungen wie dieses Symposium, bei dem in mehreren Vorträgen emotionale Aspekte deutlich wurden, sind auch dazu angetan, gegen die bei uns nicht selten anzutreffende Verklärung der kommunistischen Vergangenheit anzukämpfen, damit nicht die identifikationsstiftende Wirkung der Revolution von 1989 verloren geht und die Deutungshoheit über die jüngere Geschichte gegenüber unserer Jugend in die Hände romantischer Protagonisten des alten Systems gerät, wie Verherrlichungen der Mauer in Presseorganen oder Verherrlichungsbriefe an Fidel Castro erst jüngst wieder gezeigt haben.

Gestatten Sie mir zwei Bemerkungen zum Schluss, die etwas mit meiner eigenen Befindlichkeit zu tun haben. Ich glaube, dass die Gründung unserer Ärztekammern ein wichtiger Schritt für die Emanzipation unseres Berufsstandes war, der mit dem Gefühl hoher Selbstwirksamkeit einherging und jene oben genannte provinziell gefärbte Selbstunsicherheit mancher Intellektueller nicht aufkommen ließ.

Und zweitens: ich habe im vorigen Jahr mit meiner Frau eine Reise in die Masuren und an die polnische Ostseeküste gemacht und gleich am ersten Tag sind wir an das Solidarnosc-Denkmal in Danzig gegangen, das am 16.12.1980 eingeweiht wurde und der 1970 erschossenen Arbeiter gedenkt. Für mich war das eine berührende Begegnung, denn ohne Solidarnocz und die polnische Oppositionsbewegung ist die deutsche Wende und Wiedervereinigung nicht denkbar; Solidarnocz war für die Demokratiebewegung in Ostdeutschland bedeutungsvoll, weil sie – nach Brand (2007) – zur Delegitimierung des Sozialismus und der marxistischen Ideologie beitrug und mit der Idee einer unabhängigen Öffentlichkeit inspirierend für kritische, oppositionelle Intellektuelle war und für den Normalbürger eine Quelle der Hoffnung – und Hoffnung ist eine zukunftsorientierte Gestimmtheit in schwierigen Zeiten.

Literatur beim Verfasser

Prof. Dr. med. habil. Otto Bach, Leipzig